dtv premium

TOM RACHMAN

Die *Un*perfekten

ROMAN

»Rachman ist ein begnadeter Stilist – sein Roman ist witzig, melancholisch – und nicht selten ergreifend.« *The Financial Times*

Inhalt

Neues Umfragetief für Bush
Lloyd Burko, Paris 9

Mit 126: Ältester Lügner der Welt gestorben
Arthur Gopal, Nachrufe 45

Neue Studie: Europäer sind faul
Hardy Benjamin, Reporterin Wirtschaft/Finanzen 83

Globale Erwärmung gut für Eiscreme
Herman Cohen, Chefkorrektor 115

Irak: General Abizaid optimistisch
Kathleen Solson, Chefredakteurin 151

Das Sexleben islamischer Extremisten
Winston Cheung, Reporter in Kairo 193

Der Wahn hat Uran
Ruby Zaga, Textredakteurin 231

Bagdad: 76 Tote bei Bombenanschlägen
Craig Menzies, Nachrichtenchef 265

Der Kalte Krieg ist aus, ein heisser fängt an
Ornella de Monterecchi, Leserin 297

Kurseinbrüche: Börse fürchtet vermindertes Wachstum in China
Abbey Pinnola, Finanzchefin 327

Amokschütze tötet 32 Studenten
Oliver Ott, Verleger 363

Danksagungen 393

Lloyd schiebt das Bettzeug beiseite und rennt in weißer Unterwäsche und schwarzen Socken zur Wohnungstür. Mit der Hand am Türgriff findet er sein Gleichgewicht wieder und schließt die Augen. Durch den Spalt unten zieht es kalt herein, er krampft die Zehen zusammen. Aber im Treppenhaus ist nichts zu hören. Nur ein Paar klackernde Stöckelschuhe eine Etage höher. Ein quietschender Rollladen auf der anderen Hofseite. Sein eigener Atem, ein leises Pfeifen in den Nasenlöchern, ein und aus.

Eine dünne Frauenstimme weht dazwischen. Lloyd kneift die Augen fester zusammen, als könnte er so die Stimme lauter stellen, aber er hört nur Gemurmel, ein Frühstücksgespräch zwischen der Frau und dem Mann in der Wohnung gegenüber. Dann, plötzlich, fliegt drüben die Tür auf: Die Stimme wird lauter, die Flurdielen knarren – die Frau kommt auf ihn zu. Lloyd huscht zurück, hakt das Fenster zum Hof auf, bezieht Posten und widmet sich der Betrachtung seines Fleckchens Paris.

Sie klopft an die Tür.

»Komm rein«, ruft er, »du musst nicht anklopfen.« Und seine Frau betritt die gemeinsame Wohnung, zum ersten Mal seit dem Abend zuvor.

Er guckt weiter aus dem Fenster, nicht zu ihr, drückt nur die nackten Knie noch fester gegen das Eisengeländer.

Eileen streicht ihm sanft über die grauen Haare. Er reißt den Kopf herum, verblüfft über die Berührung.

»Ich bin's nur«, sagt sie.

Er lächelt, kneift die Augen zusammen, holt Luft, als wollte er etwas antworten. Aber ihm fällt nichts ein. Sie lässt es gut sein.

Schließlich, später, dreht er sich doch um. Sie sitzt vor der Schublade mit den alten Fotos. Ein Geschirrtuch hängt ihr von der Schulter, sie trocknet die Finger ab, sie sind feucht vom Kartoffelschälen, von Geschirrspülmittel und gewürfelten Zwiebeln und riechen nach Decken mit Mottenkugelduft und Erde in Blumenkästen – Eileen ist eine Frau, die alles berühren, schmecken, fühlen muss. Sie setzt die Lesebrille auf.

»Was suchst du denn da?«, fragt er.

»Ach, ein Foto von mir in Vermont, als ich noch klein war. Will ich Didier zeigen.« Sie steht auf und geht mit dem Album zur Wohnungstür. »Du hast heute Abend schon was vor, oder?«

»Hm.« Er nickt das Fotoalbum an. »Stück für Stück.«

»Was heißt das denn?«

»Ziehst du nach drüben.«

»Nein.«

»Darfst du aber ruhig.«

Er hat ihrer Freundschaft mit Didier, dem Mann von gegenüber, niemals im Weg gestanden. Eileen ist noch nicht fertig mit diesem Teil des Lebens, mit Sex, so wie Lloyd. Sie ist achtzehn Jahre jünger als er, und früher hat ihn diese Kluft scharf gemacht, jetzt mit siebzig trennt sie ihn von ihr wie tiefes Wasser. Er wirft ihr einen Kuss zu und geht wieder an seinen Fensterplatz.

Die Dielen im Treppenhaus knarren. Didiers Tür geht auf und wieder zu – bei ihm klopft Eileen nicht an, da geht sie einfach hinein.

Lloyd starrt auf das Telefon. Seit Wochen ist er keinen Artikel mehr losgeworden, er braucht Geld. Er ruft die Zeitung in Rom an.

Ein Volontär stellt ihn zum Nachrichtenchef Craig Menzies durch, einem Bedenkenträger, der immer kahlköpfiger wird und meist bestimmt, was wann erscheint. Menzies sitzt praktisch zu jeder Minute des Tages an seinem Schreibtisch – der Mann kennt im Leben nichts als Nachrichten.

»Moment Zeit für 'ne Story?«

»Bin 'n bisschen unter Druck. Kannst du's mir schnell mailen?«

»Geht nicht. Problem mit meinem Computer.« Das Problem besteht darin, dass Lloyd keinen Computer hat, sondern immer noch auf einem uralten Word Processor von 1993 schreibt. »Ich kann aber was ausdrucken und faxen.«

»Dann erzähl's mir schnell. Aber könntest du bitte deinen Computer mal wieder zum Laufen kriegen?«

»Alles klar: Computer reparieren. Schon notiert.« Er kratzt mit dem Finger über die Notizblockseite, als könnte er dadurch eine Idee herauskitzeln, die besser ist als die schon hingekritzelte. »Hättet ihr Interesse an einer Reportage über den Ortolan? Ist eine französische Delikatesse, ein Vogel – ich glaube, eine Art Fink –, und der Verkauf ist illegal. Die stecken den in einen Käfig, stechen ihm die Augen aus, damit er Tag und Nacht nicht unterscheiden kann, dann füttern sie ihn rund um die Uhr. Wenn er rich-

tig gestopft ist, legen sie ihn in Cognac ein und kochen ihn. War Mitterands Henkersmahlzeit.«

»Ah, ja«, sagt Menzies vorsichtig. »Nur, sorry, wo ist der Nachrichtenwert?«

»Ist keine Nachricht. Nur 'ne kleine Reportage.«

»Hast du noch was anderes?«

Lloyd kratzt wieder auf dem Block herum. »Wie wär's mit einem Stück übers Weingeschäft: In Frankreich wird zum ersten Mal mehr Rosé verkauft als Weißwein.«

»Stimmt das?«

»Ich glaube. Muss ich aber noch gegenchecken.«

»Hast du auch was Aktuelleres?«

»Den Ortolan willst du nicht?«

»Ich glaube nicht, dass wir dafür Platz haben. Der Tag ist ziemlich voll – vier Nachrichtenseiten.«

Alle Medien, für die Lloyd früher frei gearbeitet hat, haben ihn kaltgestellt. Er hat das ungute Gefühl, dass ihn auch die Zeitung – sein letzter Strohhalm, sein letzter Auftraggeber – loswerden will.

»Du kennst ja unsere finanziellen Probleme, Lloyd. Von Freien nehmen wir heute nur noch Sachen, bei denen's einem die Kinnlade nach unten reißt. Was nicht heißen soll, dass deine Story nicht gut ist. Ich meine einfach, Kathleen will nur noch Sachen, die Auflage bringen. Terrorismus, Iran und Atom, Russlands neue Stärke – so Sachen. Alles andere übernehmen wir inzwischen im Prinzip von Agenturen. Hat mit Geld zu tun, nicht mit dir.«

Lloyd legt auf und tritt wieder ans Fenster. Er sieht hinaus auf die Häuser des sechsten Arrondissements, regenscheckige weiße Wände und geborstene Traufen, abblätternde Farbe, geschlossene Rollläden, unten ange-

lehnt die Fahrräder der Bewohner, Lenker und Pedale und Speichen, alles ineinandergerammt, oben drüber die Zinkdächer, die Schornsteine mit den Kappen, aus denen weißer Rauch in den weißen Himmel schnürt.

Er geht zur Wohnungstür, bleibt davor stehen, lauscht. Vielleicht kommt sie ja aus freien Stücken von Didier zurück. Schließlich ist das hier ihr gemeinsames Zuhause, verdammt noch mal.

Zur Abendbrotzeit verlässt er dieses Zuhause unter größtmöglichem Getöse, lässt die Tür gegen den Garderobenständer poltern, simuliert auf dem Weg nach draußen einen Hustenanfall, damit Eileen drüben auch wirklich mitkriegt, dass er sich auf den Weg zu einer Dinnerverabredung macht, die es gar nicht gibt. Er will partout nicht wieder von Eileen und Didier aus reiner Nächstenliebe zum Abendessen eingeladen werden.

Um Zeit totzuschlagen, schlendert er den Boulevard du Montparnasse entlang, kauft eine Schachtel Calissons für seine Tochter Charlotte und geht wieder nach Hause, aber jetzt so verstohlen wie vorhin geräuschvoll. Er hebt die Wohnungstür extra an, damit sie beim Aufgehen nicht in den Angeln quietscht, und drückt sie sacht zu. Er lässt die Lampe aus – Eileen könnte den Schein durch den Türspalt sehen – und fuhrwerkt beim Licht aus dem offenen Kühlschrank in der Küche herum. Er macht eine Dose Kichererbsen auf. Als er mit der Gabel hineinfährt, fällt sein Blick auf seine rechte Hand, sie ist übersät mit Altersflecken. Er nimmt die Gabel in die linke Hand und schiebt die hinfällige rechte tief in die Hosentasche, wo sie sich um eine flache Lederbrieftasche schmiegt.

Pleite war er schon reichlich oft. Konnte Geld immer besser ausgeben als zusammenhalten. Für maßgeschneiderte Hemden aus der Jermyn Street. Kistenweise Château Gloria 1971. Anteile an einem Rennpferd, das einmal sogar fast Gewinn abgeworfen hätte. Spontane Brasilientrips mit spontanen Affären. Taxis für jeden Weg. Er nimmt noch eine Gabel voll Kichererbsen. Salz. Da fehlt Salz. Er streut eine Prise in die Dose.

Als der Morgen graut, liegt er unter mehreren Schichten aus Decken und Laken – die Heizung dreht er nur noch auf, wenn Eileen da ist. Bei Charlotte wird er heute mal vorbeigehen, auch wenn er keine große Lust dazu hat. Er wälzt sich auf die andere Seite, als wollte er einen Schalter umlegen, von ihr auf seinen Sohn Jérôme. Ein lieber Junge. Er schaltet wieder zurück. Hellwach, hundemüde. Faul – er ist faul geworden. Was ist passiert?

Er zwängt sich aus den Decken und geht bibbernd in Unterwäsche und Socken zum Schreibtisch. Er kramt grübelnd in alten Telefonnummern – auf Hunderten von Zetteln, aufgestapelt, mit Tesafilm oder Uhu zurechtgeklebt. Zu früh, um Leute anzurufen. Er muss grinsen bei einigen Namen von ehemaligen Kollegen: Das war der Redakteur, der ihn fluchend geschasst hat, weil er 1968 die ersten Pariser Straßenschlachten verpasst und lieber besoffen mit einer Freundin in der Badewanne gelegen hatte. Hier, der Büroleiter, der ihn 1974 einfach ins Flugzeug nach Lissabon gesetzt hatte, er sollte aus erster Hand vom Sturz des Regimes berichten, obwohl er kein Wort Portugiesisch konnte. Und hier, der Reporter, mit dem er bei einer Pressekonferenz von Giscard d'Estaing zusammengehockt hatte, und beide hatten sie einen solchen Lachkoller ge-

kriegt, dass sie rausgeflogen waren und sich einen Rüffel vom Pressesprecher eingefangen hatten. Wie viele von den uralten Nummern wohl noch stimmten?

Die Wohnzimmervorhänge sind nach und nach heller geworden vom Tageslicht. Er zieht sie auf. Die Sonne ist nicht zu sehen, auch keine Wolken, nur Häuser. Wenigstens weiß Eileen nichts von seiner Finanzklemme. Wenn sie davon Wind bekäme, würde sie sofort Hilfe anbieten. Und was bliebe ihm dann noch?

Er öffnet das Fenster, atmet tief durch, drückt die Knie gegen das Geländer. Die Pracht von Paris – das Hohe und Weite, die Härte und die Sanftheit, diese vollkommene Symmetrie, dieser dem Stein, den gestutzten Rasenflächen, den widerspenstigen Rosenbüschen aufgezwungene menschliche Wille – dieses prächtige Paris residiert anderswo. Lloyds Paris ist kleiner, in ihm sind nur er, dieses Fenster und knarrende Dielen in der Wohnung gegenüber.

Gegen neun marschiert er durch den Jardin du Luxembourg. Vor dem Palais de Justice bleibt er stehen. Fahnen noch nicht oben? Fauler Sack. Er zwingt sich weiter, über die Seine, die Rue Montorgueil hoch, an den Grands Boulevards vorbei.

Charlottes Laden ist in der Rue Rochechouart, zum Glück nicht allzu hoch auf dem Hügel. Das Geschäft ist noch zu, deshalb schlendert Lloyd zu einem Café, kehrt an der Tür aber um – für bloßen Luxus hat er kein Geld. Er starrt in Charlottes Schaufenster: Hüte, entworfen von seiner Tochter und handgefertigt von einem Team aus lauter jungen Frauen, die wie Dienstmädchen im achtzehnten

Jahrhundert ausstaffiert sind, mit hochgebundenen Leinenschürzen und Hauben.

Charlotte erscheint erst nach der Öffnungszeit. *»Oui?«*, sagt sie, als sie ihn sieht – sie spricht nur Französisch mit ihm.

»Ich bestaune gerade dein Schaufenster«, sagt er. »Wunderschön gestaltet.«

Sie schließt den Laden auf und geht hinein. »Wieso trägst du denn Schlips? Musst du irgendwo hin?«

»Ja, hierhin – ich wollte dich besuchen.« Er reicht ihr die Pralinenschachtel. »Sind Calissons.«

»Ich esse so was nicht.«

»Ich denke, die magst du so gern.«

»Ich nicht. Brigitte.« Ihre Mutter, die zweite von Lloyds Exfrauen.

»Könntest du sie ihr dann weitergeben?«

»Die nimmt nichts von dir.«

»Du bist so böse mit mir, Charlie.«

Sie stapft in eine Ecke und fängt an, wie besessen aufzuräumen. Eine Kundin kommt in den Laden, und Charlotte setzt ein Lächeln auf. Lloyd zieht sich in eine Ecke zurück. Die Kundin geht wieder, und sofort widmet sich Charlotte wieder ihrem Putzfaustkampf.

»Habe ich was falsch gemacht?«, fragt Lloyd.

»Mein Gott – bist du egozentrisch.«

Er späht in die hinteren Räume.

»Sie sind noch nicht da«, blafft sie ihn an.

»Wer?«

»Die Mädchen.«

»Deine Arbeiterinnen? Warum erzählst du mir das?«

»Bist zu früh gekommen. Schlechtes Timing.« Charlotte

ist der Ansicht, dass Lloyd jeder Frau nachgestellt hat, mit der sie ihn je bekannt gemacht hat, angefangen bei ihrer besten Freundin aus dem Gymnasium. Nathalie war einmal nach Antibes in die Ferien mitgekommen und hatte in den Wellen ihr Bikinioberteil eingebüßt, und Charlotte hatte Lloyd erwischt, wie er sie beobachtete. Zum Glück hatte sie nie erfahren, dass die Sache zwischen ihrem Vater und Nathalie später noch sehr viel weiter gegangen war.

Aber das ist alles vorbei. Endgültig zu Ende. Und so sinnlos im Nachhinein, so viel verlor'ne Liebesmüh'. Die Libido – sie war die Tyrannin seines Lebens gewesen, sie hatte ihn vor ewigen Jahren aus dem komfortablen Amerika ins sündige Europa gelockt, mit Abenteuern und Eroberungen, sie hatte ihm vier Ehen eingebrockt, hundertmal so viele Beine gestellt, ihn abgelenkt und erniedrigt und beinahe ruiniert. Mit all dem ist jetzt gnädigerweise Schluss, sein Begehren ist in den letzten Jahren einfach verkümmert, auf ebenso geheimnisvolle Weise verschwunden, wie es aufgetaucht war. Lloyd ist zum ersten Mal seit seinem elften Lebensjahr Zeuge des Weltgeschehens ohne jedes Eigeninteresse. Und er fühlt sich ziemlich verloren.

»Magst du die Pralinen wirklich nicht?«

»Ich hab sie nicht bestellt.«

»Nein, hast du nicht.« Lloyd lächelt traurig. »Gibt's denn trotzdem etwas, was ich für dich tun könnte?«

»Wozu?«

»Um zu helfen.«

»Ich will keine Hilfe von dir.«

»Na gut«, sagt er. »Na gut, dann.« Er nickt, seufzt und geht zur Tür.

Sie kommt hinterher. Er streckt die Hand aus, will sie auf

ihren Arm legen, aber sie zieht ihn weg. Sie hält ihm die Schachtel Calissons hin. »Ich kann die nicht gebrauchen.«

Zu Hause geht er wieder seine Sammlung Telefonnummern durch, schließlich ruft er einen alten Reporterkumpel an. Ken Lazzarino ist jetzt bei einer Illustrierten, in Manhattan. Sie tauschen Neuigkeiten aus und schwelgen ein paar Minuten in Nostalgie, aber das Gespräch hat einen Unterton: Sie wissen beide genau, Lloyd will etwas und bringt es nicht über die Lippen. Irgendwann ringt er sich doch durch: »Und wenn ich euch was anzubieten hätte?«

»Du hast nie für uns geschrieben, Lloyd.«

»Nein, klar, fiel mir nur grad so ein.«

»Ich mache sowieso mehr Strategisches für unsern Online-Auftritt – auf Heftinhalte hab ich gar keinen Einfluss mehr.«

»Könntest du mich mit jemandem in Kontakt bringen?«

Lloyd hört sich noch die verschiedenen Varianten von Nein an, dann legt er auf.

Er isst die nächste Dose Kichererbsen leer und versucht noch einmal sein Glück bei Menzies. »Wie wär's, wenn ich euch heute die Europa-Übersicht für die Wirtschaft mache?«

»Macht jetzt Hardy Benjamin.«

»Ich weiß, ist für euch die Härte, dass dieses E-Mail-Dings bei mir nicht funktioniert. Aber ich kann's faxen. Ist doch egal.«

»Nein, ist es nicht. Pass auf, ich ruf dich an, wenn wir was aus Paris brauchen. Oder ruf du an, wenn du irgendwas Nachrichtenmäßiges hast.«

Lloyd schlägt ein französisches Nachrichtenmagazin

auf, vielleicht lässt sich da irgendeine Idee abstauben. Unwirsch blättert er darin herum – die Hälfte der Namen sagen ihm null. Und wer zum Teufel ist der Typ auf dem Foto da? Er wusste mal alles, was in diesem Land los war. Saß bei Pressekonferenzen grundsätzlich in der ersten Reihe und riss den Arm hoch und rannte danach den Leuten hinterher, um sie weiter mit Fragen zu bombardieren. Bei Botschaftsempfängen schlängelte er sich zum Botschafter durch, grinste kurz, und schwups war der Notizblock gezückt. Wenn er heute überhaupt mal zu einer Pressekonferenz geht, sitzt er kritzelnd und dösend ganz hinten. Die Einladungen auf geprägtem Papier stapeln sich auf seinem Kaffeetischchen. Scoops rauschen an ihm vorbei, große wie kleine. Für Normalkram allerdings reicht's noch allemal – den kriegt er sogar betrunken hin, mit geschlossenen Augen, in Unterwäsche und Socken an seinem Word Processor. Und manchmal schreibt er so was auch noch.

Er wirft das Magazin auf einen Stuhl. Ob ein Versuch was bringt? Er ruft seinen Sohn auf dem Handy an. »Hab ich dich geweckt?«, fragt er. Sie sprechen französisch miteinander.

Jérôme legt die Hand aufs Telefon und hustet.

»Ich dachte, ich könnte dich nachher zum Mittagessen einladen«, sagt Lloyd. »Musst du nicht längst im Ministerium sein?«

Jérôme hat einen Tag frei, also verabreden sie sich in einem Bistro nahe der Place de Clichy, denn irgendwo da wohnt der junge Mann, aber wo genau, ist für Lloyd ein ebenso großes Rätsel wie auch, was er im französischen Außenministerium eigentlich macht. Jérôme ist ein kleiner Geheimniskrämer.

Lloyd geht etwas früher ins Bistro und sieht sich erst mal die Preise an. Er klappt seine Brieftasche auf, zählt sein Bargeld, dann setzt er sich.

Als Jérôme hereinkommt, steht Lloyd auf und lächelt ihn an. »Ich hatte beinahe vergessen, wie stolz ich auf dich bin.«

Jérôme setzt sich hastig hin, als spielten sie beide Reise nach Jerusalem. »Du bist ein komischer Typ.«

»Ja. Stimmt.«

Jérôme schlägt seine Serviette auf und fährt mit der anderen Hand so lange durch seine weichen Locken, bis sie sich zu zotteligen Haarzelten türmen. Seine Mutter, eine Bühnenschauspielerin mit nikotingelben Fingern, hatte sich auf die gleiche Art die Haare verwuschelt. Lange Zeit hatte diese Angewohnheit sie noch attraktiver gemacht, aber irgendwann bekam sie keine Rollen mehr und sah nur noch ungepflegt aus. Jérôme ist mit achtundzwanzig schon abgestrapst, sieht aus wie beim Trödler eingekleidet, in diesem Samtsakko mit aufgekrempelten Ärmeln und dem viel zu engen Nadelstreifenhemd mit dem Riss in der Brusttasche, durch den Zigarettenblättchen zu sehen sind.

»Du, ich kauf dir ein Hemd«, sagt Lloyd spontan. »Du brauchst doch ein anständiges Hemd. Wir fahren zu Hilditch & Key in die Rue de Rivoli. Mit dem Taxi. Komm, los.« Eine tollkühne Idee – er hat gar kein Geld für ein neues Hemd. Aber Jérôme winkt ab.

Lloyd langt über den Tisch und schnappt nach Jérômes Daumen. »Ist ja eine Ewigkeit her – dabei leben wir in derselben Stadt, verdammt noch mal.«

Jérôme entwindet ihm den Daumen und studiert die

Speisekarte. Er entscheidet sich für den Salat mit Ziegenkäse und Walnüssen.

»Nimm doch was Richtiges«, protestiert Lloyd. »Nimm ein Steak!« Er grinst, aber sein Blick eilt durch die Speisekarte zu den Steakpreisen. Er kneift die Zehen zusammen.

»Salat ist in Ordnung«, sagt Jérôme.

Auch Lloyd bestellt Salat, das ist das Billigste auf der Karte. Er schlägt eine Flasche Wein vor und ist erleichtert, dass sein Sohn wieder abwinkt. Er verschlingt seinen Salat regelrecht und isst den ganzen Brotkorb leer. Zu viele Kichererbsen, zu wenig Fleisch. Jérôme pickt nur in seinem Ziegenkäse herum und lässt den Salat links liegen.

Lloyd frotzelt: *»Eat your greens, boy!«* Jérômes Stirn legt sich in verständnislose Falten, Lloyd muss ihm übersetzen, dass er sein Grünzeug essen soll. Eine Zeit lang konnte Jérôme gut Englisch, aber als Lloyd auszog, war er erst sechs, und danach hatte er kaum noch Gelegenheit zum Üben gehabt. Eigentlich bizarr, überlegt Lloyd, das Gesicht dieses französischen Jungen hat die Züge seines eigenen längst verstorbenen Vaters aus Ohio. Wenn man sich die Haare wegdenkt. Die Ähnlichkeit ist verblüffend – die flache Nase, die verhangenen braunen Augen. Sogar Jérômes Manier, drei Worte zu machen, wenn zwanzig es auch getan hätten. Außer, natürlich, dass an Jérômes Worten die Sprache nicht stimmt. Lloyd geht ein beunruhigender Gedanke durch den Kopf: Eines Tages wird sein Sohn sterben. Das ist eine schlichte Tatsache, aber er hatte noch nie daran gedacht.

»Na komm«, sagt Lloyd, »wir winken mal die hübsche Kellnerin da drüben ran.« Er hebt den Arm, um sie auf sich aufmerksam zu machen. »Die ist doch süß, was? Ich könnte dir ja mal ihre Nummer besorgen. Soll ich?«

Jérôme drückt ihm den Arm nach unten. »Lass gut sein«, sagt er und dreht sich schnell eine Zigarette.

Sie haben sich seit Monaten nicht gesehen, aus einem ganz einfachen Grund. Sie mögen sich zwar, aber sie haben sich kaum etwas zu sagen. Was weiß Lloyd denn von seinem Sohn? Das meiste stammt aus seinen ersten Lebensjahren – Jérôme war scheu, las pausenlos Lucky-Luke-Hefte und wollte Comiczeichner werden. Lloyd fand, er solle doch lieber Journalist werden. Der beste Job der Welt, hatte er behauptet.

»Und«, sagt Lloyd, »zeichnest du noch?«

»Zeichnen?«

»Deine Comics.«

»Mach ich seit Jahren nicht mehr.«

»Zeichne mich mal. Hier, auf der Serviette.«

Jérôme starrt nach unten und schüttelt den Kopf.

Gleich ist dieses Treffen vorbei. Lloyd müsste eigentlich endlich auf die Frage kommen, wegen der er das ganze Essen arrangiert hat. Aber erst muss er noch Jérômes Hand wegschieben und sich die Rechnung schnappen. »Auf gar keinen Fall. Das mach ich.«

Draußen vor dem Bistro könnte er seine Frage immer noch stellen. Stattdessen fragt er, als der Augenblick zum Verabschieden gekommen ist: »Und, wo wohnst du jetzt so?«

»Ich zieh grad um. Ich geb dir dann die Adresse.«

»Lust auf ’nen kleinen Spaziergang?«

»Ich muss in die andere Richtung.«

Sie schütteln sich die Hände.

»Danke«, sagt Lloyd, »dass du dich mit mir getroffen hast.«

Den ganzen Heimweg lang verflucht er sich. In der Gegend der Hallen bleibt er auf dem Trottoir stehen und zählt das Geld in seiner Brieftasche. Ein Teenager kommt auf einem Motorroller auf ihn zugerast, manisch hupend.

»Und wo bitte schön darf *ich* gehen?«, schreit Lloyd. »Ihrer Meinung nach?«

Der Junge bremst fluchend ab, der Roller streift Lloyds Bein.

»Dreckiges Arschloch«, sagt Lloyd. Er hat Jérôme nicht gefragt.

Zu Hause sagt Eileen: »Bring ihn doch mal mit. Ich würde ihm so gern was kochen. Wär doch schön, wenn er öfter mal vorbeikäme.«

»Er hat seinen eigenen Kram um die Ohren.«

»Im Ministerium?«

»Nehme ich an. Ich weiß es nicht. Wenn ich ihn was frage, kriege ich immer nur so vage –«, Lloyd starrt suchend in seine Hand, aber da steht das richtige Wort auch nicht. »Was weiß ich. Frag du ihn.«

»Gern, aber dazu müsstest du ihn erst mal mitbringen. Hat er eine Freundin?«

»Keine Ahnung.«

»Kein Grund, mich anzublaffen.«

»Tu ich nicht. Aber woher soll ich so was wissen, Eileen?«

»Muss interessant sein, im Ministerium zu arbeiten.«

»Vielleicht steht er da bloß am Kopierer, weiß man's?«

»Nein, das glaub ich nicht.«

»Aber ich muss sagen, ich find das schon irgendwie komisch.«

»Komisch – was?«

Lloyd zögert. »Na, dass er – er weiß ja, womit ich mein Geld verdiene, das hat geholfen, ihn großzuziehen, und hat seine Kindheit finanziert –, er weiß genau, ich bin Reporter, aber er hat mir nicht ein einziges Mal irgendetwas gesteckt, irgendeinen Tipp aus seinem Ministerium. Ist keine Tragödie. Man würd's bloß einfach erwarten.«

»Vielleicht hat er nichts zum Stecken.«

»Ich weiß genau, wie solche Stellen funktionieren. Der Junge hat Stoff, den ich gebrauchen könnte.«

»Wahrscheinlich darf er mit Journalisten nicht reden.«

»Das darf keiner. Aber alle tun's. Nennt man Leaking.«

»Ich weiß, wie man das nennt.«

»Entschuldige, war nicht so gemeint.« Er legt ihr die Hand auf den Arm. »Ist schon gut. Geht mir schon wieder besser.«

Am nächsten Morgen wacht er auf und ist zornig. Irgendetwas hat ihn im Schlaf wütend gemacht, aber er weiß nicht mehr, was. Als Eileen zum Frühstück kommt, schnauzt er sie an, sie solle wieder gehen und bei Didier essen. Sie geht, und er wünscht sich, sie wäre geblieben, hätte nachts auch hier geschlafen. Er klappt seine Brieftasche auf. Er weiß genau, wie viel Geld drin ist, er zählt es trotzdem. Wenn er nicht bald etwas verdient, muss er raus aus der Wohnung. Und Eileen würde nicht mitziehen.

Wo soll er hin ohne sie? Er braucht Geld. Er braucht eine Story.

»Schon der zweite Tag, an dem ich dich wecke. Wann stehst du denn normalerweise auf?«, fragt er Jérôme am Telefon. »Hör mal, wir müssen uns noch mal treffen.«

Jérôme kommt ins Café und schüttelt seinem Vater die Hand. Lloyd sagt wie einstudiert: »Entschuldige, dass ich dich noch mal belästige. Aber ich muss etwas Wichtiges checken, jobmäßig.«

»Mit mir?«

»Nur eine Kleinigkeit. Ich sitze an einer Sache zur französischen Außenpolitik. Ist dringend. Muss das heute abgeben. Heute Nachmittag.«

Jérôme lehnt sich im Stuhl zurück. »Ich weiß nichts Brauchbares.«

»Du hast doch meine Frage noch gar nicht gehört.«

»Ich weiß echt gar nichts.«

»Was machst du da überhaupt?«, braust Lloyd auf, beruhigt sich dann aber. »Ich meine, du weißt ja noch gar nicht, was ich wissen will. Du bist doch da jetzt bestimmt schon drei Jahre. Ich darf dich nicht besuchen, du erzählst mir nichts. Bist du da bloß der Hausmeister und genierst dich, das zuzugeben, was?« Er lacht. »Einen Schreibtisch hast du da doch wohl, oder?«

»Ja.«

»Na schön, dann eben Quiz. Du gibst weiter einsilbige Antworten. Ich reim's mir dann zusammen. Steht dein Schreibtisch dicht beim Büro des Ministers? Oder weit weg?«

Jérôme rutscht angespannt hin und her. »Weiß nicht. Mittelweit.«

»Mittelweit heißt nahe dran.«

»Nicht sehr nahe.«

»Um Himmels willen, das ist ja wie Zähneziehen. Hör mal, ich brauch 'ne Story. Denk bitte mal für mich mit, nur eine Minute.«